

Israel: Die unheilige Heilige  
Märkische Allgemeine, 11. Oktober 1997  
Von Peter Hahn

Die Reise ins Heilige Land fing gut an. Als Gideon von unserem Kommen erfährt, gab es Proteste. „Was wollt ihr in Jerusalem wohnen? Alles ist da oben so orthodox geworden. Ihr müsst in Tel Aviv wohnen.“ Hat er nicht recht? Sind nicht Mohammed, David und Jesus in weite Ferne gerückt? Aber warum sollte man sonst nach Israel reisen?

Für Israel müssen Reisepass und Visum her. Wer vor 1928 geboren wurde, muss aus sehr verständlichen Gründen erklären, ob er in der NSDAP oder gar SS war. Warum diese Erklärung nicht von den Österreichern verlangt wird, hängt wohl damit zusammen, dass Beethoven inzwischen ein Österreicher und Hitler ein Deutscher wurde.

Zwei Stunden vor Abflug hat man am Flughafen zu erscheinen. Bevor der Koffer ausgeräumt, betastet, überprüft wird, hat man Befragungen zu überstehen: Wohin? Warum? Weshalb? Wieso? Kontakte? Welche? Wo? Woher? Wie lange? Beim deutschen Israelspezialisten „Biblische Reisen“ werden „die Beschwerden darüber so massiv, dass die Leute lieber auf eine Reise ins Heilige Land verzichten“.

Vor dem Heimflug das gleiche Spiel. Wenn ein Pilger auf das „Have you been in the occupied territories?“ mit „Yes, in East-Jerusalem and Bethlehem“ antworten würde, hätte er die Sicherheit sicherlich nicht gefährdet, seinen Rückflug in die Heimat mit Sicherheit verpasst. Selbst Israelis empfehlen für diese Tortur Zurückhaltung.

Diese Reise kann weder eine Pilgerreise noch ein Badeurlaub sein. Sie ist stets ein politischer Akt. Das beginnt bei den Landkarten. Weil auf der 1993 vom „Ministry of Tourism, Jerusalem“ publizierte Karte jegliche Grenzlinien zwischen Israel und den syrischen Golan-Höhen, der West-Bank und dem Gaza-Streifen getilgt sind, sollte man sich bereits hier objektiveres Material zulegen.

Wohin geht die Reise, wenn man ein Ticket nach Tel Aviv in der Tasche und Jerusalem, Jericho, Nazareth, den See Genezareth und das Tote Meer vor sich hat? Palästina? Autonomes Gebiet? Israel? Bewusst wird das Problem erst, wenn über Reisen nach Gaza, Hebron, Nablus, Ramallah oder zur Geburtskirche im christlich-moslemischen Bethlehem die israelische Armee entscheidet.

Mit dem „Wir können dort keine Sicherheit garantieren“ wird die Angst des einzelnen politisch missbraucht. Soll man nicht sehen, was zu sehen ist? Als Europäer hat man in den besetzten, autonomen oder den unter Militärverwaltung stehenden Gebieten der Westbank, des Gaza-Streifens und der Golan-Höhen keine Probleme. Für Arafats Tourismusminister Freidsch, der auch Bürgermeister von Bethlehem ist, kam in seiner Stadt „noch keiner zu Schaden, weil es hier auch keine Siedler gibt, die Israel zu schützen hätte“.

In vorauseilendem Gehorsam aber teilen deutsche Reiseveranstalter ihren gläubigen Kunden schon vorab mit, dass aus sicherheitspolitischen Gründen in den besetzten und autonomen Gebieten Änderungen vor Ort vorbehalten bleiben müssen. Was aber, wenn ein Christ „Weihnachten in Bethlehem“ gebucht hat und ein israelischer Soldat ihn am Heilig Abend von der Mitternachtsmesse in der Geburtskirche abhält?

Den Pilgern bleibt dann der kleinmütige Einzug in die Heilige Stadt. Den hatten wir schon einmal, triumphal und schrecklich, Kreuzzüge nannte sich das, und damals erhob sich Jubel, als das Heer Jerusalem erblickte. Für den Chronisten flohen Muslime und Juden am 15. Juli 1099 von den Mauern, „und die Unsrigen folgten ihnen und trieben sie vor sich her, sie tötend und niedersäbelnd, bis zum Tempel Salomons, wo es ein solches Blutbad gab, dass die Unsrigen bis zu den Knöcheln im Blut wateten. Dann, glücklich und vor Freude weinend, gingen die Unsrigen hin, um das Grab unseres Erlösers zu verehren“.

Heute leben hier 550.000 Menschen. Die Christen nennen es Jerusalem, Yerushalayim, die Stadt des Friedens, ist sie für die Juden, und die Araber gaben ihr den Namen El Quds, die Heilige. Wohl deshalb wurden Stadt und Land mit dem Wort „Heilig“ geschmückt. Dabei hat sich seit über 3000 Jahren vor und nach Christi kein anderer Flecken dieser Welt so um den Titel „unheilig“ verdient gemacht.

Juden, Muslime und Christen haben in Palästina ihre Wurzeln. Für Christen ist hier Jesus geboren, gestorben und auferstanden. Für Muslime ist Jerusalem nach Mekka und Medina die heiligste Stadt,

weil Mohammed hier gen Himmel ritt. Für die älteste Religion der Welt, das Judentum, nahm hier sowieso alles seinen Anfang. Was spielt es bei zwei- und dreitausend Jahre Glaubensgeschichte für eine Rolle, wer einige Jahre früher da war, wem was irgendwann einmal von bis gehörte.

Der Blick vom Ölberg macht deutlich, wie eng ihre Häuser beieinander stehen, wie Gassen ineinander übergehen, ohne sich um religiöse Grenzen zu kümmern. Irgendwann müssen sie friedlich miteinander ausgekommen sein. Dicht stehen auch die Heiligtümer beieinander: Da ist der Felsendom mit der goldenen Kuppel. Jene von den Arabern verehrte Moschee, die vor 1300 Jahren dort errichtet wurde, wo mit dem zweiten Tempel das Zentrum der jüdischen Religion lag, trifft den Nerv der religiösen Auseinandersetzungen. Geblieben ist den Juden nur die nächste Nähe, ein Rest der westlichen Stützmauer des Tempelberges, der Kothel, die Klagemauer.

Hier ist „the new part of the tour, the Western Wall Tunnels in Jerusalem, Israel“. Dass der guide mit dieser Besitzerformel den Boden der Sachlichkeit verläßt, wird von den Touristen aus den USA mit Wohlwollen registriert. „Any questions?“ Nein, keine Fragen. Wir sind so uneins mit uns selbst, weil wir endlich die mit Blut befleckte touristische Attraktion in Augenschein nehmen können.

Den 488 Meter langen Tunnel längs der herodianischen Tempelbergmauer zwischen Kothel und der ersten Station des Kreuzweg Jesu an der Verurteilungskapelle gab es schon immer. Dass er vor der jüdischen Westmauer, aber unter dem muslimischen Viertel liegt, dürfte unstrittig sein. Hinter den „Herodian Columns“ tut sich nun eine steinerne Schlucht auf, die sich der Besucher mit einem Wasserlauf teilen muss. Glaubensgeschichte ist hier durchgekrochen. Abgesehen von dem „absichtlichen Irrsinn“ der Öffnung, wie es die Zeitung „Yediot Ahronot“ formuliert, hat die jetzige Wegführung auch historisch keine Berechtigung, weil der Ausgang nicht original, sondern „für touristische Zwecke“ durch meterdicken Fels gebrochen wurde.

Danach steht man, gesichert von Militärs, in der Via Dolorosa gegenüber jener Stelle, wo Pontius Pilatus Jesus zum Tod verurteilt und seine Hände in Unschuld gewaschen haben soll. Eigentlich bleibt einem nichts anderes übrig als sein Kreuz über die vierzehn Leidensstationen zu tragen. Man überlässt den touristischen Schnickschnack anderen und kommt auch ohne diese Last zur Grabeskirche. Abseits liegt sie im Gassengewirr, wie das Christentum von der Gegenwart entfernt.

Die Grabeskirche dokumentiert mit dem Wirrwarr von Kapellen und Altären die unterschiedlichen christlichen Interpretationen. Was muss das für ein Gerangel unter den Konfessionen gewesen sein, bis jede ihren Platz um das Grab hatte! Geregelt ist alles, neben den Liturgien auch die Kollekte, und geregelt ist nichts, weil der bauliche Zustand des von armenischer, äthiopischer, griechisch-orthodoxer, koptischer, syrischer und römisch-katholischer Kirche beanspruchten Heiligtums die christliche Zerrissenheit nicht besser ausdrücken kann.

Des einen Leid, des anderen Freud. Die Gegenwart wird vom „Cuius regio, eius religio“ bestimmt. So handeln die israelischen Hardliner nach dem Motto „Wem das Land gehört, dessen Religion muss das Land annehmen.“ Legitimiert ist das durch nichts. Obwohl die israelische Demokratie sich als Staat für alle Bürger „ausgab“, waren für den Historiker Moshe Zuckermann „die arabischen Bürger in ihr de facto immer Bürger zweiter Klasse.“ Welche andere Erklärung gäbe es dafür, dass die Israelis darüber entscheiden, wer von den Arabern wann zu Tempelberg, Felsendom und Aqsa-Moschee kann.

Jerusalem hat sich verändert. Hier erlebt man, dass Israel seine Bevölkerung 'importieren' musste, damit das Land bestehen kann. Die Araber sprechen von „Judaisierung“, weil 50 Prozent der Kinder aus ultraorthodoxen Familien stammen und nun ringsherum für die Gerufenen riesige Siedlungen in den arabischen Wüstenfels gebaut werden. Es stören nicht die vielen forschenden Chassidim mit ihren schwarzen Gewändern, Kippah, Wadenstrümpfen und Peiyotzöpfen, die nun auch außerhalb ihres Viertels Mea She'arim das Bild bestimmen, es schmerzt der sichtbare Verlust des schönen Nebeneinander.

Für Moshe Zuckermann „ist Jerusalem so geteilt wie keine andere Stadt der Welt“. Weil aber von einem homogenen Denken in dieser Gesellschaft keine Rede sein kann und der Analytiker nur eine Hälfte repräsentiert, wird er von den anderen in die Schublade gesteckt: „Die, die anderer Meinung sind, sind eben Verräter, wenn Israelis, oder Antisemiten, wenn Nichtjuden“. Der Historiker kennt diese Argumentation. Für ihn muss gerade deshalb „Jerusalem die gemeinsame Hauptstadt von Israel und die des souveränen palästinensischen Staates sein“.

Die älteste Stadt der Welt, Jericho, ist nicht souverän, aber autonom. Wer wie David und Jesus den direkten Weg von Jerusalem über das Wadi el-Kelt-Tal nehmen will, hat den Plan ohne Armee und Straßensperrung gemacht. Wir kommen dann doch unten im Jordantal an und erhalten eine Lektion in Demokratie und Freiheit. Dem arabischen Jericho wurde eine palästinensische Selbstverwaltung zugestanden. In der Realität heißt das: Über dem Ort auf dem Hügel die beobachtende israelische Armee, vor der Stadt die unüberwindbaren israelischen Sicherungsanlagen zur jordanischen Grenze, links und rechts von Jericho militärisch gesicherte israelische Siedlungen. Wohl deshalb wäre für Zuckermann ein „eigenständiger palästinensischer Staat“ politisches Nahziel, zunächst mal, um dem Bedürfnis der Palästinenser nach nationaler Selbstbestimmung nachzukommen“.

In Anbetracht der dürftigen Infrastruktur hält er „aber diesen Staat auch in Zukunft für ökonomisch von Israel abhängig“. Auf der Fahrt durchs Jordantal wird das verständlich. Während auf den von Arabern bestellten Flächen Frauen und Kinder durch die Furchen krauchen, setzen die Kibuzz-Bauern auf den annektierten Feldern Maschinen ein. Für realistische Israelis lassen sich „diese Unterdrückungsstrukturen langfristig nicht halten“.

Solange keine Grundsatzentscheidung getroffen wird, kommt die Gegend nicht zur Ruhe, weil ein „Groß-Israel“ die Integration von Millionen Arabern in die israelische Gesellschaft bedeutet. Das aber widerspricht dem Anspruch, Israel als jüdischen Staat erhalten zu wollen. Der innere Riss wird immer tiefer werden. Weil „der klassische Zionismus ins Wanken gekommen ist“, betrachten heute vor allem die Europäer die Entwicklung im Nahen Osten kritischer.

Kritik provoziert auch der Ausbau von Masada und die sich dahinter verbergende Ideologie. Herodes ließ diese Festung auf dem Felsmassiv über dem Toten Meer bauen. Eines Tages besetzten jüdische Zeloten Masada. Da sie über Vorräte verfügten, schied ein Aushungern aus. Der römische Feldherr Flavius Silva ließ an der Westseite eine Steinrampe an das Massiv schütten und eine Bresche in die Mauer schlagen. Als der Bau gestürzt wurde, hatten 960 Männer, Frauen und Kinder nach Maßgabe ihres Anführers Eleazar Selbstmord begangen: „Derjenige, den das Schicksal dazu auserkoren hat, soll zunächst die anderen neun und dann sich selbst töten.“ Zuckermann nennt den Akt aus dem Jahre 73 n. Chr. „die Tat einer Sekte von Wahnsinnigen“.

Obwohl dieses „Symbol der Freiheit Israels“ in Frage gestellt wird und längst auch Rekruten dort nicht mehr den Eid „Masada wird nie wieder fallen“ ablegen müssen, genießt die Festung derzeit eine Zuwendung, die der historischen Wahrheit nicht gerecht wird. Die Zeloten waren Fanatiker, Radikale und vor allem blinde Glaubenseiferer.

Dennoch soll jeder Tourist hinauf gebracht werden und möglichst bequem. Eine zweite Seilbahn schafft die Leute nun auf den höchsten Punkt des Plateaus. Dass die betonierte Bergstation die historischen Umrisse des Masada-Felsens verändert, wird billigend in Kauf genommen. Oben wird emsig rekonstruiert. Obwohl schwarze Linien im Mauerwerk deutlich machen sollen, dass das, was darunter ist, historisch ist, und jenes, was darüber ist, nun hinzugefügt wurde, hat man Zweifel, ob hier nicht Archäologen durch orthodoxe Disneylandler ersetzt wurden. Sicher ist manches Original erhalten, Mosaikböden, Treppen, Zisterne, aber wird mit den eindruckschindenden Zubauten nicht bereits an einem schlimmen erpresserischen Fanal gearbeitet?

Inzwischen spürt man vom offenen Tel Aviv bis hinauf ins enge Jerusalem den schärferen Wind. Schwindende Sympathien und ausbleibende Gäste treffen ein Land hart, wenn der Tourismus wichtigster Wirtschaftsfaktor ist. „Mit 25 Prozent weniger Buchungen für 1997“ muss sich Geschäftsführerin Gisela Meyer-Amler von „Biblische Reisen“ abfinden. Pinchas Millo vom Tourismus-Ministerium hat den Schuldigen ausgemacht: „Europa mag uns nicht.“

Der Tourismus-Direktor im christlichen Nazareth Antoine H. Shaheen setzt daher auf das Jahr 2000. Weil der Engel Gabriel Maria die Geburt des Sohnes verkündet und Jesus auf den Hügeln der Stadt seine Kindheit verbracht haben soll, hofft er auf einen Papst-Besuch. Woher er seine Hoffnung nimmt, bleibt offen, weil sich niemand daran erinnert, wann sich die römisch-katholische Kirche im Heiligen Land vermittelnd engagiert hat. Und wenn er kommen sollte, was für ein Geschick müsste der Heilige Stuhl aufbieten, weil für die griechisch-orthodoxen Christen der Engel nicht in der Verkündigungskirche, sondern etwas weiter in der Gabrielskirche erschienen ist.

Wer auf das Ereignis nicht warten will, findet in dieser Gegend auch weniger heilige Orte, in die er sich nach den Mühen mit der Gegenwart zurückziehen kann. Das quirlige Tel Aviv an der Mittelmeerküste

ist eine solche Oase. Die offiziell inoffizielle Hauptstadt steht für das andere, das weltoffenerere, das menschlichere Israel.

„Ihr müsst in Tel Aviv wohnen“, forderte Gideon vor der Reise. Die letzten Abende haben wir bis tief in die Nacht in den Fischerkneipen im Hafen von Jaffa verbracht. War es nicht der in Saarbrücken geborene Gideon, der uns in all den Jahren immer wieder seine zweite Heimat gezeigt hat? „Kommt ihr bald wieder nach Tel Aviv“, fragt er beim Abschied. Ja, aber nicht nur, das andere im unheiligen heiligen Land gehört dazu. Warum sollte man sonst hierher kommen?